

I

Erinnerungen an S. W. Afrika

Vortrag in der Kerrngesellschaft Regensburg
L. V.

am 6. II. 1926.

Der 12. Januar 1904.

Es war am 12. Januar 1904, als auf ein Zeichen Samuel Mahareros des Oberhäuptlings der Herero, sämtliche in seinem Gebiet zerstreut wohnenden Weissen ermordet wurden. 123 Ansiedler fielen dem grausigen Anschlag zum Opfer.

In der Heimat wurde sofort ein Expeditionskorps der Marine-Infanterie mobil gemacht. [Da der Gouverneur Leutwein im weit entlegenen Süden der Kolonie gegen den aufständischen Hottentottenstamm der Bondelzwarts im Felde stand und über sein Schicksal nichts bekannt war, wurde Oberst Dürr, ein Generaladjutant des Grossherzogs von Baden, zum Führer des Expeditionskorps ernannt.

Ende Januar 1904 liess mich der damalige Chef des Grossen Generalstabs, der unvergessliche Graf Schlieffen, zu sich bitten und richtete unvermittelt die Frage an mich,] ob ich bereit sei, den Führer des Marine-Expeditionskorps nach Südwestafrika zu begleiten. Ich hatte ~~offen gestanden~~ bis dahin recht wenig Ahnung von Afrika. Ich wusste zwar aus meiner Jugend, "Afrika ist schwarz und dreieckig und hat in der Mitte einen weissen Fleck!" Viel mehr wusste ich

↙
Ende Januar 1904
ging an mich die An-
frage, ob

aber nicht. Indessen es fehlte an Landeskennern und so willigte ich kurz entschlossen ein und wenige Tage später gingen wir auf dem Dampfer "Lucie Woermann" von Hamburg in See.

Las Palmas.

Nachstürmischer Fahrt durch den Kanal und nach schweren Stürmen im Golf von Biskaya landeten wir am Karnevalsdienstag 1904 auf Las Palmas, einer der schönsten der kanarischen Inseln.

In der Stadt Karnevalstreiben. Armselige Masken, oft nur ein Bettlaken oder einen alten Shawl umgeschlungen und die Mandoline im Arm, aber allenthalben die tobende Ausgelassenheit des Südländers. Neben uns auf der Rhede lag ein russischer Kreuzer, der gleich nach unserer Ankunft eilends in See stach. Der deutsche Konsul brachte uns die erste Kunde von dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges. Gerüchte von einer grossen Seeschlacht schwirrten durch die portugiesische Presse. Erst monatelang später las ich in nachgesandten Zeitungen von dem nächtlichen Torpedo-Angriff des Admirals Togo auf die russische Flotte im Hafen von Port Arthur, der den Kampf im Stillen Ozean eröffnet hatte. Unsere Verbindung mit der europäischen Kulturwelt war

Monrovia.

durchschnitten.

Noch ein kurzer Aufenthalt in Monrovia der Hauptstadt des Negerfrei-
staates Liberia, wo wir 100 Schwarze an
Bord nahmen, die uns bei der Landung
in Swakopmund unterstützen mussten!

Swakopmund

Dann am 1. März 1904 gingen wir nach
dreiwöchentlicher Seefahrt im Dämmerlicht
eines schwülen Tropenmorgens auf der
Rhede von Swakopmund vor Anker. Zunächst
ein trostloser Anblick: Sand, Sand und
nichts als Sand. Dazwischen hingestreut
Regierungsgebäude, Faktoreien und Wohn-
häuser. Swakopmund ist kein Hafen, sondern
eine völlig ungeschützte offene Rhede,
der gewaltigen Dünung des Atlantischen
Ozeans wehrlos preisgegeben. Wohl hatte
man bereits versucht, durch Erbauung
einer Mole die Landung zu erleichtern,
aber bei unserem Eintreffen fanden wir
das durch die Mole geschützte Becken
total versandet. Die Dampfer mussten weit
draussen vor Anker gehen. Menschen, Pferde
und Güter wurden mit dem Schiffskran in
Boote heruntergelassen und der Brandung
anvertraut, die die Boote mehr oder
weniger heftig an die Küste schleuderte.

Als sich später herausstellte, dass
zur Niederwerfung des Herero-Aufstandes
grössere Truppenstärken erforderlich

2

2. Landung in Swakopmund

waren, wurde ein eiserner Landungssteg errichtet, an dem die Dampfer löschen konnten.

Am Morgen nach der Landung trug uns die kleine Schmalspurbahn keuchend in das Innere des Landes, zunächst nach Okahandja.

Erst nahezu 3 Jahre später war es mir vergönnt, die Küste wiederzusehen. In diesen 3 Jahren habe ich auf Wochen und Monate langen Expeditionen auf einsamen Ritten durch weite Steppen und felsige Gebirge das seltsame Land kennen gelernt.

Ich kann Ihnen nicht all das Schwere und all das Schöne schildern, das ich in diesen wilden Jahren erlebt habe. Aber ich will wenigstens versuchen, Ihnen in grossen Zügen ein Bild von der Kolonie und von den Aufständen zu geben, die sie durchtobten.

~~Hierzu ist~~ zunächst ein kurzer Blick auf die Landkarte ~~nötig~~. |

Südwestafrika ist ein ausgesprochenes Hochland, das nach Westen zu terrassenförmig in den Atlantischen Ozean abfällt, während es nach Osten in kaum erkennbarer Neigung in die unermesslichen Steppengebiete des Sandfeldes und der Kalahari übergeht.

2. Landkarte

Namib

Längs des Meeres zieht sich ein 60 bis 70 km breiter Wüstengürtel hin, die Namib, die wie ein Schutzwall das Land vor den fremden Eindringlingen zu schützen scheint, die das Meer an die ungastliche Küste führt. An der ganzen 1500 km langen Küstenlinie befindet sich [- wenn man von der im britischen Besitz befindlichen Walfischbai absieht -] nur ein natürlicher Hafen: Lüderitz-Bucht. Hier landete Vasco de Gama im Jahre 1497 und drang wohl auf der Suche nach Wasser in das Innere vor. Als er aber die gewaltigen Sanddünen sah, die wie erstarrte Meereswogen sich Kette hinter Kette in unabsehbarer Folge emportürmten, da machte er schnell kehrt und setzte seine Meeresfahrt nach Süden fort. Hätte er geahnt, dass sein Fuss auf reichen Diamantfeldern stand, hätte er es wahrscheinlich weniger eilig gehabt.

[Wenn ich von einem erstarrten Meer gesprochen habe, so trifft dieses Bild doch nur teilweise zu. Die Dünen sind in ununterbrochener Bewegung und ändern unter dem Einfluss des Windes dauernd ihre Formationen. Wir haben hier wiederholt Leute verloren, die sich von der Padd entfernten, um ein Stück Wild zu

schliessen und sie nie wiederfanden.]

Die Namib ist nahezu völlig regenlos. Trotzdem hat sich der Mensch auch den Daseinsformen dieser furchtbaren Einöden angepasst.

Arme Buschmannsfamilien durchstreifen vereinzelt die Wüste ohne Feuerwaffen und legen dem Wild Schlingen, das ihre einzige Nahrung bildet. Denn die Namib ist von allen Antilopenarten bevölkert, die oft in Herden von mehreren hundert Stück dort ungestört umherjagen, während sie aus den ostwärts gelegenen Grassteppen der Knall der Büchse immer wieder zurückscheucht.

Lüderitz-Bucht bildet die Einfallspforte in das Land der Hottentotten, das Namaland, wie Swakopmund die Einfallspforte in das nördlich gelegene Land der Herero bildet. Von Swakopmund führt eine kleine Schmalspurbahn in das Innere, über Karibib und Okahandja nach Windhuk. Diese kleine Bahn hat uns, so gering ihre Leistungsfähigkeit auch war, die wertvollsten Dienste erwiesen.

Von Lüderitz-Bucht dagegen führt nur eine schwierige durch lange Durststrecken besonders verhängnisvolle Strasse, der berüchtigte Beiweg in das Innere nach Keetmanshoop. Erst gegen

Ende des Hottentottenaufstandes verlor diese Etappenstrasse ihre Schrecken durch die Erbauung einer kleinen Schmalspurbahn. Leider zu spät! Wäre uns der Bau früher bewilligt worden, so hätten wir nicht nur viele Millionen Mark, sondern auch viele Menschenleben retten können.

Ich erlaube mir hier einige Bilder der Bahnlinie und des Baiweges einzufügen. **Bilder** 18

Hat man die Namib ostwärts durch-
quert, so tritt man in weite Steppen-

gebiete ein, aus denen sich vereinzelt Gebirgsmassive in wuchtiger Grösse, mit scharf geschnittenen Konturen erheben. Es liegt ein eigenartiger Zauber darin, durch diese Steppen zu reiten namentlich im Hereroland, wo das Gras den Pferden bis an die Gurte reicht, und wo der Blick wie auf dem Meere in unermessliche Fernen schweifen kann. [Man sieht einen Berg oder eine Palmengruppe am Horizont, reitet darauf los und glaubt sie in Stunden erreichen zu können. Nach tagelangem Ritt stellt man fest, dass man seinem Ziel kaum näher gekommen ist, so sehr täuscht uns die klare Luft über die Entfernungen.]

Besonders charakteristisch für diese Kolonie sind die Wasserverhältnisse. Nur der Orangefluss, der die Südgrenze gegen die Kapkolonie bildet, sowie der

- 6 6. Etappe
- 7 7. Khan - Dörfer
- 8 8. Dörfer
- 9 9. Dörfer
- 10 10. Dörfer in der Ebene
- 11 11. Dörfer in der Ebene
- 12 12. Dörfer in der Ebene
- 13 13. Dörfer in der Ebene
- 14 14. Dörfer in der Ebene
- 15 15. Dörfer in der Ebene
- 16 16. Dörfer in der Ebene
- 17 17. Dörfer in der Ebene
- 18 18. Dörfer in der Ebene
- 19 19. Dörfer in der Ebene
- 20 20. Dörfer in der Ebene
- 21 21. Dörfer in der Ebene

Zwilling

Kunene und Okawango, die nördlichen Grenzflüsse, die uns von der portugiesischen Kolonie Angola scheiden, bieten dauernd das Bild europäischer Flüsse.

Wohl finden wir im Innern des ganzen Landes gewaltige Flussbecken, in denen vor Jahrtausenden sich mächtige Ströme dem Meere entgegenwälzten. Aber heute sind sie versandet und mit Felsgeröll verschüttet. Denn das grosse südafrikanische Binnenmeer, das damals in jenen Breiten eine reiche Wolkenbildung mit starken Niederschlägen hervorrief, ist heute völlig ausgetrocknet und liegt als wasserlose Wüste unter dem Glanze eines stahlblauen Himmels.

Durch diese Wüste, die sogenannte Kalahari läuft die Ostgrenze unserer Kolonie, d.h. jene imaginäre Linie, die das Britische Betschuanaland von dem ehemaligen Deutsch-Südwestafrika scheidet.

Nur in der Regenzeit füllen sich die ausgetrockneten Flussreviere mit gewaltigen Wassermassen, die alles mit sich fortreissend mit unheimlicher Geschwindigkeit daherbrausen. "Das Revier kommt ab" sagt der Afrikaner.

Ebenso schnell wie die Flüsse in

23 Orange-Fluss
24 dto.

25 River
26 "

27 Gr. Zeevluis
28 dto.
29 dto.

der Regenzeit entstehen, verschwinden sie wieder, aber in den Felslöchern und Steinmulden bleibt das köstliche Nass zurück, und wo es im sandigen Boden versickert, wird es vor dem Verdunsten bewahrt und bietet dem, der es mit Spaten und Hacke zu finden weiss, auch in der Trockenzeit rettenden Trunk. Offenes Wasser findet man in sogenannten Vleys, die oft bis zur nächsten Regenzeit vorhalten. Offene Quellen sind dagegen selten.

An den Rändern der Reviere ist die Vegetation am stärksten. Dort finden wir, namentlich im Hereroland, grosse, fast undurchdringliche Dornbuschzonen, die den Hereros beliebte Schlupfwinkel boten und in denen die modernen Kampfmittel des weissen Mannes, die Artillerie und das Maschinengewehr für die Eingeborenen ihre Schrecken verloren. Die Stärke der Hereros lag in der unglaublichen Gewandtheit, mit der sie durch den Dornbusch glitten, und in dem überraschenden Massenangriff aus allernächster Entfernung.

Je weiter man nach Süden kommt, desto ärmer wird die Vegetation, desto mehr verschwinden die undurchdringlichen Dornbüsche, was wir anfangs dankbar begrüsst. Im Verlauf der Kämpfe gegen

die Hottentotten machten wir allerdings die Erfahrung. dass die Gebirgsschluchten ^(des Landes) mit ihren unersteiglichen Felsenhängen bei der Aufklärung und im Gefecht nicht minder grosse Opfer forderten, als das Dornengestrüpp des Hererolandes.

Von den Bewohnern des Schutzgebietes sind die Hereros und die Hottentotten unsere gefährlichsten Gegner gewesen.

Die Herero bewohnten die nördliche, die Hottentotten die südliche Hälfte des Landes, beide in zahlreiche Stämme gespalten, die Herero bedeutend volkreicher als ihre südlichen Nachbarn, dichter zusammengedrängt und sesshafter, als die ewig unruhigen Hottentotten.

Zunächst hatten wir allerdings gegen die Hereros allein zu kämpfen. Die Hottentotten stellten uns sogar Hilfstruppen gegen die alten Feinde und traten erst nach Niederwerfung der Hereros in den Kampf ^{gegen uns} ein.

Die Herero ein kräftiger Negertyp von hohem Wuchs und stolzer Haltung mit tiefbrauner Hautfarbe. Bantu!

Ursprünglich ein friedliches Hirtenvolk, das sein Vieh über alles liebte, und sein ganzes Sinnes und Trachten auf die Pflege seiner reichen Herden

34
Befang. Hereros

eingestellt hatte.

Leutwein schätzte schon 1894 den Bestand an Grossvieh auf über 500 000 Stück.

Von Natur genügsam, jeder körperlichen Anstrengung abgeneigt, sassen die Herer^{er} auf ihren Werften und liessen grossmütig die Frauen für sich arbeiten, die man auch dort als die bessere Hälfte der Menschheit betrachten muss. Höchstens bauten sie aus Zweigen, Kuhmist und Lehm den bienenkorbähnlichen Pontock, in dem die ganze Familie des Nachts Unterkunft fand, oder sie schnitzten die Kalebassen, in denen ihnen die Weiber dann gesäuerte Milch, die sogenannte Omeire darboten durften.

Wer des Abends eine friedliche Werft besuchte, wenn das Vieh von der Weide zur Wasserstelle zog, und die hochgewachsene Hererofrau, den vollen Krug auf der Schulter, den Hirten entgegenschritt, dem drängten sich unwillkürlich Bilder aus dem alten Testament auf. So mag Rebekka, vom Brunnen zurückkehrend, den Zelten ihres Vaters zugeschritten sein, als der Knecht Abrahams zu ihr sprach: "Neige Deinen Krug und lass mich trinken!"

Aber diese friedlichen Bilder zeigen uns den Herero nicht in seiner wahren

32 Herero-Werft

x d. i. so eine Art Holz-
erner Hütte

33

Herero-Frau

ren Gestalt. Trotz der harmlosen Miene, die er zur Schau trug, lebte in seiner Brust ungebändigt die Wildheit des Bantunegers.

Als Samuel am 12. Januar durch die ebenso heimtückisch wie grausam organisierten Ansiedlermorde die wilden Instinkte seiner Krieger entfesselt hatte, da kam es wie ein Bluttausch über sein ganzes Volk.

Da feuerten sogar die Weiber hinter der Schützenlinie mit wildem Geheul die Männer zum Kampfe an und die Sturmkolonnen stürzten sich wie bei ~~Onganjira~~, den Kirri oder das Messer in der Faust, auf die oftmals nur allzu dünne Linie der weissen Gegner. Wer lebend in ihre Hände fiel, wurde erschlagen und verstümmelt. Die Gefallenen wurden nicht selten noch aus den Gräbern gerissen und ihrer Kleider beraubt und verstümmelt.

Grundverschieden von den Herero sind die Hottentotten. Schon rein äusserlich ein anderer Typ!

Klein, geschmeidig, mit zierlichen Hand- und Fussgelenken, gelb gefärbt, mit Schlitzaugen, weit vorspringenden Backenknochen und kleiner Stumpfnase!

Jeder Einzelne ein geborener Jäger,
Krieger und Viehlieb.

Die nächsten beiden Bilder habe
ich im Karrasgebirge bei einem Besuche
im feindlichen Lager aufgenommen, von
dem ich Ihnen noch erzählen werde. Sie
zeigen Ihnen typische Hottentotten-Ge-
stalten, zerlumpt und zigeunerhaft, ver-
wegen und treulos. ⁴

Nur zwei Ausnahmen habe ich kennen
gelernt. Die eine war der Kapitän H. J. Ehr.
Goliath von Berseba, der einzige Kapitän,
der sich dem Aufstand nicht angeschlossen
hat. Er war ein gebildeter Mann, der
regelmässig seine deutsche Zeitung las
und der klar erkannte, dass die endliche
Niederlage seiner aufständischen Stammes-
genossen nur eine Frage der Zeit war. ²

Die andere Ausnahme war mein einge-
borener Diener David, ein Sohn des auf-
ständischen Hottentotten-Häuptlings
Manasse von der roten Nation. Er hielt
im Herero- und im Hottentottenkriege
treu an meiner Seite aus und begleitete
mich auf jedem Ritt. Er hat mir mehr als
einmal das Leben gerettet. Das kleine
Pferd, das er führt, ist ein eingeborenes
afrikanisches Tier. Ich habe in Afrika
Ostpreussen geritten, Ungarn und Argen-
tinier. Aber nur dieses kleine Pferdchen

34 Hottentotten

35 do

36 Herero

37 Goliath

38 Goliath

39 David

40 David

hat 3 Jahre ausgehalten und nicht ein-mal versagt, weder im Sandfeld noch im Karrasgebirge.

Die Wiege der Hottentotten hat wohl eher in Asien gestanden als in Afrika. Aber ihre ältere Geschichte ist in Dunkel gehüllt. Vielleicht sind sie durch die Stürme einer Völkerwanderung nach Afrika verschlagen worden und auf langer Fahrt längs der Ostküste bis in die Kapkolonie gelangt, von wo sie nach Südwestafrika eingedrungen sind.

Zahlreiche Stammesfehden untereinander, dann jahrzehntelange Kämpfe gegen die Hereros prägten ihren rauen - berischen Charakter immer schärfer aus und machten sie gleichzeitig zum gefürchteten Feind und zum militärischen Lehrmeister der Herero.

In diesen Kämpfen wurden weniger die Toten und die Verwundeten als das erbeutete Vieh gezählt. Die Hottentotten behielten im Allgemeinen die Oberhand, aber sie wurden doch durch die ewigen Kämpfe dezimiert, während die stärkere Rasse der Herero die Menschenverluste leichter zu verwinden und auszugleichen vermochte.

Nördlich von den Hereros an der Nordgrenze des Schutzgebietes sitzen

41 Ovambos

die Ovambos, ein ausserordentlich zahlreiches Negervolk von despotischen Häuptlingen mit blutiger Strenge regiert. Mit den Ovambos kamen wir im Verlauf der südwestafrikanischen Aufstände nur einmal in Berührung, als der Stamm des Häuptlings Nechale unsere Grenzstation Namutoni angriff, wobei er sich blutige Köpfe holte. Die Ovambos sind im Gegensatz zu den Hereros fleissige Arbeiter, die bei dem Bau der Otawibahn Verwendung fanden, wofür der Häuptling den grössten Teil des Arbeitslohnes einstrich.

Zwischen den Hereros leben noch die Bergdamaras, auch Klippkaffern genannt, eine tiefschwarze Negerrasse, Reste der ehemaligen Urbevölkerung, die von dem Herrenvolk der Herero geknechtet und niedergedrückt, während des Aufstandes treu zu uns hielten und uns als Kundschafter, Viehwächter und Führer wertvolle Dienste geleistet haben.

42
Kaffernmädchen

Dieses vierblättrige Kleeblatt zeigt Ihnen 4 junge Kaffernmädchen, die unter ihren Landsleuten wohl als Schönheiten gelten durften.

Buschleute habe ich nur in der Kalahari vereinzelt zu Gesicht bekommen,

157
zwerghaft kleine scheue Gesellen, mit Bogen und Pfeil bewehrt, stets auf der Flucht vor den gefürchteten Hereros, wenige magere Ziegen ihr ganzer Besitz!

Mitten zwischen Hereros und Hottentotten eingeklemmt, im Rehobother Bezirk südlich Windhuk, sitzen die Bastards, ein Mischvolk aus Buren und Eingeborenen, die sich dem Weissen stammverwandt fühlen und hochmütig auf die übrigen Eingeborenen herabsehen. Sie stellten uns eine Hilfstruppe gegen die Hereros, die unter der Führung eines hervorragenden Schutztruppenoffiziers in der Aufklärung und im Gefecht sich vortrefflich bewährte.

2
Des Abends im Lager sangen sie im wohlgeschulsten Chor das Niederländische Dankgebet und alte holländische Volkslieder. Unvergessliche Nächte, in denen wir eingebettet in weiches Steppengras, den Sattel unter dem Kopf, den Blick in die Pracht des südlichen Sternenhimmels emporrichteten, bis die Lieder der Eingeborenen verstumten und die Feuer herunterbrannten.

Die ersten Weissen, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Fuss auf den heissen Boden Südwestafrikas gesetzt haben, waren friedliche

Missionare, die von den Eingeborenen freundlich aufgenommen wurden. Sie errichteten Schulen und brachten ihren Schützlingen allerhand Fertigkeiten und Handwerke bei, unterrichteten sie im Gartenbau, schlichteten Familienzwiseigkeiten, heilten das kranke Vieh, so dass ihre Gemeinden immer mehr und mehr anwuchsen. |

43. Christliche Lotten:
Hottentotten-Frauen

Vor dem Aufstand wurde die Zahl der Hereros auf ca. 80.000 geschätzt, von denen etwa 7000, also ungefähr 12 %, das Christentum angenommen hatten.

Die Gesamtzahl der Hottentotten mag 10 bis 12000 betragen haben, von denen etwa 5000, also nahezu die Hälfte christlich getauft waren.

Dass das Christentum bei den Hottentotten leichter Eingang fand als bei den Hereros lag in der Frauenfrage begründet. Da die bei den Grossleuten der Herero übliche Vielweiberei mit den Grundsätzen des Christentums schlechterdings nicht zu vereinigen war, blieb der reiche Herero-Grossmann lieber Heide und im Besitz seines Harems. Bei den stark verarmten Hottentotten vermochte sich der Grundsatz der christlichen^{Ein-}Ehe leichter durchzusetzen.

Die Missionare:

[Als Schul- und Kirchensprache

*Die Missionare
konnten den Aufstand
nicht verhindern*

[führten die Missionare das kapholländi-
sche ein, das als das Volapük Südafrikas
angesehen werden darf- Es ist ein Ge-
misch aus holländisch, ~~Englisch~~ und
deutsch, wobei es jedem überlassen
bleibt, wieviel % jeder einzelnen Sprache
er diesem Jdion beimengen will. Ver-
standen wird man immer. Auch die Briefe
der Eingeborenen, die der Missionar
oder der eingeborene Schulmeister
schreibt, sind durchweg in dieser
Sprache verfasst. Schon begann das
Holländische der deutschen Sprache all-
mählich Platz zu machen, als der Auf-
stand diese Entwicklung jäh unterbrach.]
→ ^{aber ihre} ~~Immerhin hatte die~~ langjährige Tätigkeit
^{hatte} [der Missionare] sich die Achtung der Ein-
geborenen ^{doch} soweit erzwungen, dass sogar
Samuel in dem Mordbefehl an seine Un-
tertanen ausdrücklich bestimmte, Missio-
nare und Frauen sind zu schonen. [Wenn
trotzdem auch einige weisse Frauen und
Missionare den Feldhereros zum Opfer
fielen, so war dies gegen den Willen des
Oberkapitäns.] Die zuerst ins Land gekom-
mene Mission war die evangelische der
Rheinischen Missionsgesellschaft, Gegen
Ende des vorigen Jahrhunderts kam die
katholische Mission hinzu und zwar für
den Norden des Schutzgebietes die Ob-

157
laten von der unbefleckten Jungfrau
Maria, für den Süden die Oblaten vom
heiligen Franz von Sales. Es verdient
hervorgehoben zu werden, dass beide
Missionen in friedlicher Zusammenarbeit
jede gegenseitige Reibung vermieden
und ihre Interessen-Sphären gegenseitig
respektierten.

Die Missionare brachten den Ein-
geborenen die europäische Kleidung bei.
Bis dahin hatten sie es mit Wilhelm
Busch gehalten:

"Kleider sind bei uns nicht Sitte,
Höchstens trägt man einen Hut,
Oder einen Schurz der Mitte,
Man ist schwarz und damit gut."

Nur die getauften Hereros trugen aber
europäische Kleidung, während die heid-
nischen Hererp, auch schwer reiche
Leute, bei der alten Hererotracht ver-
blieben. Oberst Leutwein erzählte mir,
dass er einstens den Häuptling Kamba-
zambi in Waterberg gefragt habe, warum
er trotz seinem Reichtum keine euro-
päische Tracht trage. Der Häuptling
antwortete darauf: "Ich habe es einmal
versucht, aber da haben mich meine
Ochsen nicht mehr erkannt, als ich sie
zählen wollte und sind von mir wegge-
laufen. Seitdem tue ich es nicht wieder."

44 Kambazambi

Mit den Missionaren waren, man
 möchte beinahe sagen, // leider auch die
 Jäger und die weissen Händler ins Land
 gekommen, zunächst wohl Abenteuerer
 aller europäischen Nationen, die den
 Eingeborenen zwei gefährliche Errungen-
 schaften der modernen Zivilisation
 brachten: den Hinterlader und den
Branntwein. Mit hochbeladenen Ochsen-
 wagen zogen sie durch das Land, brach-
 ten den Frauen bunte Tücher und Halsketten,
 den Männern Gewehre und Munition und
 die Schnapsflasche, wogegen sie Ochsen
 eintauschten. Wohl bekam mancher Händler
 auf dem Rückweg zur Küste die Hälfte der
 eingehandelten Ochsen wieder gestohlen,
 aber das Geschäft rentierte sich trotz-
 dem für ihn auf das glänzendste. Später-
 hin wurden durch die deutsche Verwaltung
strenge Gesetze gegen die Waffeneinfuhr
 und den Missbrauch des Alkohols erlassen,
 ohne dass es gelungen wäre, dem Uebel
 völlig zu steuern. Wenn man auch die
 Einfuhr über die Hafenplätze kontrol-
 lieren konnte, so waren doch die
 trockenen Grenzen nahezu völlig unbe-
 wacht und der Schmuggel ein viel zu
 einträgliches Geschäft, als dass es
 gelungen wäre, ihn völlig zu unter-
 binden. So kam es, dass bei Beginn

des Aufstandes die Eingeborenen über zahlreiche moderne Feuerwaffen verfügten, die sie auf der Jagd und bei ihren gegenseitigen Stammesfehden auch zu gebrauchen gelernt hatten.

Hinter den Jägern und Händlern aller Nationen kam dann der Deutsche ins Land, nicht gerade in Achtung gebietender Stärke. Im Jahre 1891 erhielt der damalige Vertreter des Deutschen Reiches 30 Soldaten bewilligt, die bis zum Jahre 1893 auf 50 Mann verstärkt wurden. X

An der Spitze dieser Kriegsmacht schloss Hauptmann von Francois die ersten Schutzverträge mit den eingeborenen Herero-Häuptlingen ab. Es waren eigentlich nur Handelsverträge, die den deutschen Reichsangehörigen Leben und Eigentum sicherstellen und ihnen das Recht, Handel zu treiben, gewährleisten sollten, wogegen sich die deutsche Regierung verpflichtete, den Eingeborenen Schutz zu gewähren. Diesen Schutz haben wir den Hereros gegen die Hottentotten und den Hottentotten gegen die Hereros versprochen, ohne in der Lage zu sein, zunächst auch nur uns selber zu schützen.

[Die schlaunen Hereros hatten das wohl erkannt. So schrieb Manasse von Omaruru im Jahre 1891 an Francois:

X Wenn man bedenkt, dass S. W. Afrika doppelt so gross als Deutschland ist, kann man wirklich nicht sagen, dass der Deutsche Militarismus Gelegenheit hatte sich in S. W. Afrika auszutoben.

"Lieber Hauptmann von Francois! Ich habe Sie auch über etwas zu fragen, damit Sie mirs sagen. Nämlich bezüglich der Hilfe, von der Sie mir sagten, dass Sie mir solche gebracht, bitte ich sehr mir mitzuteilen, welche? Denn ich weiss noch nicht welche Hilfe und sollte ich es wissen, so habe ich es vergessen."

Dass unsere ganze Autorität unter diesen Verhältnissen nur solange aufrecht erhalten werden konnte, als die Eingeborenen sich unseren sogenannten Schutz gutwillig gefallen liessen, lag auf der Hand. Wären wir mit grösserer militärischer Macht von Anfang an im Schutzgebiet aufgetreten, wären wir wohl schon früher auf offenen Widerstand gestossen. Ob die Machtfrage dabei schneller und leichter gelöst worden wäre, als 10 Jahre später, wo wir schliesslich genötigt waren, 15000 Mann einzusetzen, ist schwer zu entscheiden. ①

① Dass wir überhaupt dem Versuch gemacht haben ohne Kollisionsgefahr auf diese Wege

zu gehen, ist ein Fehler. Die Landdrängung Südsüdwestafrikas mussen wir zu berücksichtigen, mag vom Standpunkt Imperialistischer Machtpolitik als Forderung, ja als Fehler betrachtet werden. S. 23

[Wie dem auch sein mag, das eine steht fest: für eine kriegerische Auseinandersetzung mit den Eingeborenen Südwesafrikas wäre das deutsche Mutterland zu Anfang der neunziger Jahre unter keiner Bedingung zu haben gewesen. Wer

Anderserseits ist es gerade
ein Beweis für die
ideale Einstellung des
deutschen Volkes und für
den massiven Optimismus,
mit dem wir - im
Gegensatz zu anderen
Mächten - in die
neue sunnere Colonial-
politik eintraten.
Der Rückblick fällt nicht
aus. S. 24 X

[also an der von dem Gouverneur ver-
folgten friedlichen Politik Kritik
übt, - und derartige Stimmen sind nicht
ausgeblieben, - der übersieht, dass
die Entschlüsse führender Männer von der
Zustimmung des ganzen Volkes oder min-
destens seiner überwiegenden Mehrheit
getragen sein müssen, wenn ihre Durch-
führung nicht durch Gegenströmungen
durchkreuzt und verhindert werden soll.

Wir begannen also zu regieren,
ohne die Befolgung unserer Gesetze und
Verordnungen erzwingen zu können. Wie
diese Methode auf die Eingeborenen ge-
wirkt hat, ist z.B. aus einem Briefe
ersichtlich, den Henrik Witboi, der
Oberhäuptling der Hottentotten, an die
übrigen Nama-Kapitäne schrieb, als auch
er die Fahne des Aufruhrs erhob: "Ich
sende Dir diesen Brief und mache Dir
bekannt, wie Du weisst, habe ich lange
Zeit unter dem Gesetz und in dem Gesetz
und hinter dem Gesetz gelaufen und wir
alle mit Gehorsam, aber mit der Hoff-
nung und Erwartung, dass Gott der Vater
zu seiner Zeit es wird beschicken, um
uns zu erlösen aus der Mühseligkeit
dieser Welt."

Es soll auch bei anderen höher
zivilisierten Nationen zuweilen vor-
kommen, dass durch die Fülle von Ver-

[ordnungen und Gesetzen eine ähnliche Uebersättigung erzeugt wird, wie damals in Südwestafrika, namentlich soweit Steuergesetze in Frage kommen.

Selbstverständlich liegt hierin nicht der einzige Grund für die Entstehung der Aufstände.]

X

Die Hereros haben den Kampf aufgenommen als sie bemerkten, dass immer mehr Weisse ins Land kamen, und dass ihre Herden immer mehr von den fruchtbarsten Weideplätzen verdrängt wurden. Daneben wirkte zweifellos auch die freigebige Kreditgewährung an die Eingeborenen vonseiten der weissen Händler mit, da der Eingeborene viel zu leichtsinnig ist, um sich die Folgen unbesonnener Schuldenmacherei klar zu machen.

72 Samuel
[Samuel Maharero, der seinen Wohnsitz in Okahandja hatte, war ein besonders wilder Schuldenmacher. Seinem Beispiel folgend lebten seine sämtlichen Grossleute auf Borg. Waren die Schulden beim Händler so weit angewachsen, dass eine weitere Kreditgewährung nicht erfolgte, so wurde eine Farm verkauft, wozu der Häuptling berechtigt war, da nach den Anschauungen der Eingeborenen alles Land Stammeseigentum ist. In seinem unglaublichen Leichtsinn und seiner

grenzenlosen Genussucht verschleuderte er immer mehr Farmen, wodurch das Stammesvermögen der Eingeborenen immer mehr und mehr zurückging. Der Gouverneur hatte die darin liegende Gefahr wohl erkannt und bemühte sich persönlich auf das energischste, diesen wilden Landverkäufen Einhalt zu tun. Aber er hatte einen schwierigen Stand. Einmal hatte er die Aufgabe, das Land zu einer deutschen Siedlungskolonie zu entwickeln und setzte sich den schärfsten Angriffen von interessierter Seite aus, wenn er dem Ankauf von Farmen durch weisse Ansiedler entgegentrat. Andererseits war er sich darüber klar, dass der Groll des von seinen besten Weideplätzen zurückgedrängten Volkes sich eines Tages nicht gegen den schuldigen Oberkapitan, sondern gegen die weissen Ansiedler richten konnte. /

[Es gab tatsächlich nur zwei Wege, in Südwestafrika Kolonialpolitik zu treiben, entweder man eroberte das Land mit Waffengewalt und machte sich die Eingeborenen dienstbar oder man versuchte, sich die Kapitäne in die Hand zu spielen, um sie allmählich an die deutsche Herrschaft zu gewöhnen. Im Falle von Widersetzlichkeiten konnte

Der beste Weg, ein friedliches Zusammenleben zwischen Weissen und Eingeborenen in Südwestafrika herbeizuführen, wäre wohl der gewesen, den einzelnen Stämmen Reservate unter dem Schutz der Missionare zuweisen, d.h. ihnen gewisse Landstriche als unverkäuflichen Stammesbesitz zu garantieren, ohne ihr Eigentumsrecht an den ausserhalb der Reservate gelegenen Ländereien anzutasten. Dieses frei verfügbare Land wäre zweifellos im Laufe der Zeit in den Besitz der weissen Ansiedler übergegangen und die Eingeborenen hätten sich mehr und mehr in die ihnen zugewiesenen Reservate zurückgezogen. Je langsamer diese Entwicklung vor sich ging, desto ungefährlicher war sie für die einwandernde weisse Rasse.

Tatsächlich hatte Oberst Leutwein diesen Weg auch beschritten und [im Süden] die Lösung der Reservatsfrage ^{erfolgreich} bereits angebahnt. S. 26. "Südlich".

[Im Hereroland lagen die Verhältnisse aber schwieriger, weil gerade das Land in der Nähe der Bahnlinie, insbesondere in der Umgebung von Okahandja, also der älteste Stammesbesitz der Hereros, von den weissen Ansiedlern am meisten begehrt war. Wohl hatte man auch hier kurz vor Beginn der Aufstände die Bildung von Reservaten bereits ins Auge gefasst, aber die Durchführung dieser Pläne wurde durch die hereinbrechende Katastrophe unmöglich gemacht. Es liegt eine gewisse Tragik darin, dass gerade diese im Interesse der eingeborenen Bevölkerung beabsichtigten Regierungsmassnahmen von dem Hererovolke als feindselige Akte erlegt wurden. Die Schuld daran liegt anscheinend verlogenen und unredlichen Oberhäuptling Samue' seine Landverkäufe in den Augen seiner Unter' Hinweis auf den Druck der deutschen Regierung fertigen suchte. So genügte ein Funke in fass, um die Explosion herbeizuführen.]

Leider ist es zur Fruch- [dann ein Stamm gegen den anderen ausge-
tühung, nicht mehr ge- spielt werden. Dieser Methode der
kommen. Als der Gouverneur Penetration Pacifique gaben wir not-
Ende 1913 mit dem gedungen den Vorzug und verschoben
größten Teil der Schütz- damit die kriegerische Auseinander-
kämpfe nach dem Süden setzung auf einen späteren Zeitpunkt.
sich, um den aufständ. Die Engländer haben in der Kapkolonie
sischen Stamm der Bondel- die weisse und die Eingeborenen-Rasse
zwangs zu bestaunen, für vor dem Gesetz gleichgestellt. Aber
die Kunde von seiner trotzdem hat auch diese grosse
Abreise als Kunde ins
Pulverfass

dann ein Stamm gegen den anderen ausgespielt werden. Dieser Methode der Penetration Pacifique gaben wir notgedrungen den Vorzug und verschoben damit die kriegerische Auseinandersetzung auf einen späteren Zeitpunkt. Die Engländer haben in der Kapkolonie die weisse und die Eingeborenen-Rasse vor dem Gesetz gleichgestellt. Aber trotzdem hat auch diese grosse Kolonialmacht ähnliche Rückschläge erlitten. Der grosse Aufstand im Matabele-Land im Jahre 1896 hat Hunderte von wehrlosen weissen Männern und Frauen das Leben gekostet, als Jamson für seinen bekannten Einfall in Transvaal einen Teil der bewaffneten Macht aus dem Matabeleland hinwegzog.

[Genau so loderte der Brand bei uns im Hererolande auf, als der Gouverneur mit dem grössten Teil der Schutztruppe nach Süden eilte, um den aufständischen Stamm der Bondelzwarts zu bestrafen.]

Die Stärke der Schutztruppe be-
trug im Jahre 1904 vier Kompagnien
und eine Feldbatterie, zusammen 800 Mann,
die auf einer Linie von ca. 800 km
verteilt waren. [Dass unter diesen Um-
ständen eine rechtzeitige Konzentration

der ganzen Truppe unmöglich war, liegt auf der Hand.

Man kann von der Münchener Feuerwehr nicht verlangen, dass sie rechtzeitig in Hamburg eintrifft, um dort einen Brand zu löschen. Die ganze Autorität der deutschen Regierungsgewalt war, wie bereits erwähnt, von dem guten Willen der eingeborenen Kapitäne abhängig.]

Telegraphenlinien und Funkenstationen

gab es damals in Südwestafrika noch nicht.^x Die Nachrichten wurden mit Licht-Signal-Apparaten von Signalstation zu Signalstation geblickt. ²

So war es kein Wunder, dass wilde Gerüchte das Land durchschwirrten, die im ersten Augenblick nicht nachzuprüfen waren. Der Gouverneur sollte gefallen sein. Die Greuelpropaganda der Eingeborenen fügte hinzu, dass seine abgehackte Hand zum Beweise seines Todes von Werft zu Werft gesandt wurde.

In Wirklichkeit hatte er auf die ersten Nachrichten von den Unruhen im Hereroland, deren Tragweite er sofort erkannte, einen notdürftigen Frieden mit den Bondelzwarts geschlossen und war durch die Kapkolonie über See nach

x *Wurde längs der Bahnlinie
Swakopmund - Windhoek
eine Telegrafenanlage
errichtet.*

45 *Besondere*

46 *Opinionen*

Okahandja zurückgeeilt, wo er Anfang März 1904 mit dem Führer des Marine-Expeditions-Corps zusammentraf.

Pause

47. Kompagnie Franke

Die militärische Situation war noch immer recht bedenklich. Wohl hatte die Kompagnie Franke, die auf dem Marsch nach dem Süden begriffen war, in Gibeon kehrt gemacht und mit bewundernswerter Schnelligkeit Windhuk und Okahandja sowie ihre frühere Friedensgarnison Omaruru entsetzt. Diese drei zentral gelegenen Hauptplätze des Hererolandes waren also fest in unserer Hand. Aber die Gefechte der Kompagnie Franke bei Okahandja sowie bei Omaruru hatten bereits gezeigt, dass die Hereros doch weit gefährlichere Gegner waren, als man bisher anzunehmen geneigt war. Das Marine-Expeditions-Korps, das 14 Tage vor dem Stab von Hamburg abgefahren war, und das der Führer in Okahandja versammelt und operationsbereit vorzufinden gehofft hatte, war bereits seiner Hand entglitten. Es war aus-

einandergerissen und mit den Kräften der alten Schutztruppe vereinigt zur Verfolgung der Hereros eingesetzt worden. Man nahm merkwürdigerweise an, dass sich die Hereros bereits in voller Flucht nach Osten befanden und hatte nur eine Sorge, möglichst schnell die Ostgrenze der Kolonie abzusperren, um das Abtreiben der geraubten Viehherden in das Betschuaneland zu verhindern.

In Okahandja fanden wir nur eine schwache Kompanie, noch dazu unberitten, vor, die gerade zum lokalen Schutze dieses wichtigen Platzes genügte, von dessen Behauptung das Schicksal der Kolonie abhing. Denn in Wirklichkeit sass die Masse der Herero noch immer unmittelbar vor den Toren Okahandjas in den Onjatibergen, wo wir von Okahandja aus des Nachts vereinzelte Feuer aufleuchten sahen. *Es musste 1.30,*

[Der Gesundheitszustand des herzleidenden Oberst Dürr hatte sich inzwischen leider so verschlechtert, dass er sich zur Rückkehr nach der Heimat gezwungen sah. Wir mussten daher von dem hochverehrten und beliebten Führer Abschied nehmen, wobei ich mit dem gesamten Stab des Marine-Expeditions-

Korps zu dem nunmehr rangältesten Führer, dem Gouverneur Leutwein, übertrat.] Es musste die nächste Sorge des Führers sein, in Okahandja eine neue Truppenabteilung zusammen zu ziehen, um das Zusammenwirken mit den zur Verfolgung ^{losgerissenen} eingesetzten Truppenabteilungen sicherzustellen. Das letztere war am schwersten durchzuführen, da alle modernen Nachrichtermittel fehlten [und eine wirklich zuverlässige Verbindung nur durch Patrouillen erreicht werden konnte. Die Patrouillen mussten andererseits so stark gemacht werden, dass ihnen eine gewisse Gefechtskraft innewohnte, da sie sonst einfach abgeschossen wurden und den Eingeborenen neue Gewehre und Munition lieferten.

Werfen wir einen Blick auf die vor dem Eintreffen des Oberführers eingeleiteten Verfolgungsmassnahmen, so sehen wir, dass die Westabteilung unter Führung eines bewährten alten Afrikaners, des Major von Estorff von Omaruru aus den Vormarsch nach Osten angetreten hatte. Sie konnte, nachdem sie auf ihrem Marsche gegen Osten bereits ein hartnäckiges Gefecht bestanden hatte, Ende März nach Okahandja herangezogen werden.]

→
Es gelang zwar noch Ende März die Abt. des Majors v. Estorff nach Okahandja heranzuziehen.

Fortsetzung S. 21

Von der Westabteilung ...

48 Tjetjo

Von der Ostabteilung unter Führung des energischen Majors von Glasenapp fehlten ^{aber} zunächst alle Nachrichten. Sie war in anstrengenden Eilmärschen von Windhuk aus bis in die Gegend nördlich von Gobabis vorgedrungen, wo der Stamm des Häuptlings Tjetjo festgestellt war. Dort angekommen, fand sie die Werften bereits geräumt, weil Tjetjo sich inzwischen westwärts in der Richtung auf Okahandja in Marsch gesetzt hatte, um sich mit dem Oberhäuptling Samuel in den Onjatibergen zu vereinigen. Die Ostabteilung folgte den Spuren des Tjetjo-Stammes, immer noch von der Vorstellung beherrscht, einen fliehenden Gegner vor sich zu haben. Allzu ungestüm nachdrängend hatte sie bei Ovikokorero und Okaharui zwei schwere Buschgefechte, in denen sich zeigte, dass die Kampflust der Herero und ihre militärische Widerstandskraft bisher stark unterschätzt worden waren. Dazu erstand der tapferen Abteilung ein neuer furchtbarer Gegner in den eigenen Reihen. Der Typhus brach aus und raubte der Truppe die Bewegungsfähigkeit, da sie gezwungen war, ihre Kranken auf Ochsenwagen mit sich zu führen. Auf Befehl der Führung musste sie daher ein Quarantäne^lager beziehen, um nicht die Wasserstellen

des ganzen Landes weiter zu verseuchen, ein unwillkommener Auftrag für den tapferen Führer, dessen Notwendigkeit aber nicht zu verkennen war. Die Ostabteilung fiel damit für die kommenden Operationen zunächst aus.

Anfang April, setzte sich Oberst Leutwein von Okahandja aus in Marsch, ca. 800 Mann stark. In zwei heissen Gefechten in der Buschzone des oberen Swakopoles erlitten die Hereros schwere Verluste, worauf sie sich nach dem Waterberg zurückzogen. Aber der grosse Vernichtungsschlag, den die Heimat in fieberhafter Erregung erwartete, war nach dem Ausfall der Ostabteilung mit den vorhandenen Kräften nicht mehr zu führen. Oberst Leutwein entschloss sich daher, die aus der Heimat herangezogenen Verstärkungen abzuwarten und inzwischen den konzentrischen Angriff auf Waterberg vorzubereiten. Zur Durchführung dieser Operation schienen grössere Truppenstärken erforderlich. Anfang Juli traf der mit der Weiterführung der Operationen beauftragte General von Trotha im Schutzgebiet ein und Oberst Leutwein übernahm wieder die Geschäfte des Gouverneurs. [Ich selbst trat zum Stab des Generals Trotha über.] Es wurden

49 Trotha

nun 6 Truppenabteilungen gebildet, die den Waterberg in weitem Umkreis umstellten. Vor Beginn der Operationen erhielt ich den Auftrag, die weit getrennten Abteilungen abzureiten und durch persönliche Aussprache die Führer über die Absichten der Leitung zu informieren. Am 10. August traf ich nach einem Ritt von 3 Wochen wieder im Hauptquartier ein. Am 11. August sollte der allgemeine konzentrische Angriff beginnen. [Von Süden her griff die Abteilung Mühlenfels an, von Osten die Abteilungen von der Heyde und Estorff, von Norden Volkmann, von Westen Fiedler und Deimling.]

Zu einer Vereinigung dieser getrennt vorrückenden Kolonnen auf dem Gefechtsfelde selbst ist es nicht gekommen. Ebensowenig war eine vollkommene Einkreisung der Hereros möglich, da sie nicht an einem Punkte zusammengeballt saßen, sondern den Rücken an das Gebirge angelehnt eine halbkreisförmige Linie von ca. 40 km Ausdehnung besetzt hielten. 

50 Waterberg

Die Zwischenräume zwischen den vorrückenden deutschen Kolonnen waren so gross, dass ein Durchbruch nicht zu verhindern war. So wurde am 11. August auf vier räumlich weit getrennten Gefechtsfeldern gekämpft. Das Hauptquartier

347

befand sich bei der Kolonne Mühlenfels, die bei Hamakari in ein schweres Gefecht geriet, das bis in die Nacht hinein dauerte. Am späten Abend wurden die Wasserstellen mit stürmender Hand genommen, ohne dass sich ein direktes Eingreifen der Nachbarkolonnen fühlbar gemacht hätte. Vom frühen Morgen an hatten wir erwartungsvoll auf etwaigen Kanonendonner in unserer rechten und linken Flanke gelauscht. Leider umsonst! Der General beauftragte mich daher gegen Mittag mit einer kleinen Patrouille nach Osten vorzugehen, um die Fühlung mit der ungeduldig erwarteten ^{Nachbar-}Abteilung von der Heyde aufzunehmen. Wie und wo ich sie in der dichten Buschzone, in der sich auch dieser Kampf abspielte, finden sollte, war mir freilich unklar. Immer dem Kompass nach gegen Osten zu reitend, geriet ich nach einer halben Stunde auf eine Lichtung, wo ich eng zusammengedrängt von Dornenkralen eingehegt Tausende von Rindern stehen sah. Ich war, ohne es zu ahnen, mitten in die feindlichen Werften hineingeritten, die ^{Alarmbereut} hinter der Gefechtslinie der Hereros aufgebaut waren. In langen Reihen, wie die Tornister deutscher Bataillone lag das Gepäck der Krieger

auf der Erde, und ehe wir uns darüber klar waren, was eigentlich los sei, erhielten wir auf ³⁰40 bis ⁴⁰50 Schritt

von allen Seiten Feuer. [Es scheinen aber nur Viehwächter und keine Orlog-Leute gewesen zu sein, die ihre Schiessübungen gegen uns veranstalteten.

Wenigstens haben sie keinen von uns getroffen. Nur das Pferd meines Burschen fiel ihnen zum Opfer kurz bevor wir den jenseitigen schützenden Waldrand erreichten. Zum Glück hatte mein trener David ein Reservepferd mit.]

→ Meine Patrouille, im Ganzen 10 Reiter, ^{wurde} war auseinandergesprengt. [Die meisten gewannen nach längerem Umherirren im Busch wieder Anschluss an die Abteilung Mühlenfels, während ich] ~~Mit~~ einem Weissen und zwei Eingeborenen gelang es mir nach Osten durchzubrechen ~~nach Osten durchgeritten war.~~ Sobald ich aus dem Feuer heraus war, schlug ich eine nördliche Richtung ein, da ich so die Vormarschstrasse der Abteilung von der Heyde, den sogenannten Streitwolf'schen Weg zu kreuzen hoffte.

Aber dieser Streitwolf'sche Weg existierte nur auf der Karte. Die Wogen des Dornbusches waren über ihn hinweggegangen, die Radspuren vom Grase überwuchert. Ebensowenig wie ich

hatte die Abteilung von der Heyde den Streitwolf'schen Weg gefunden. Sie war von ihrer westlichen Marschrichtung auf Hamakari nordwärts abgebogen, von wo sie den Kanonendonner ihrer rechten Nachbarabteilung, der Abteilung Estorff, vernahm.

Es begann bereits zu dunkeln, als ich nach 10-stündigem Ritt hoch über dem Buschwald in der Ferne den Signalballon der Abteilung von der Heyde stehen sah. Ich fand sie in bedenklicher Lage. Die ganze Masse der Herero hatte sich unter dem Druck der von Westen und Süden her angreifenden deutschen Kolonnen nach Osten in Bewegung gesetzt und stiess dabei auf die Abteilung von der Heyde, die sie zu überrennen versuchte. Die ^{Topfsee}Abteilung wurde in ein schweres Gefecht verwickelt. Bei meinem Eintreffen war sie ihrer Bewegungsfähigkeit beraubt, die Verbände im Busch durcheinander gemischt, der letzte Mann in der Schützenlinie eingesetzt.

In der Nacht hörten wir die Massen der Herero mit Wagen und Vieh, Reitern und Fussvolk in beiden Flanken vorüberfluten.

Samuel war nach Osten durchgebrochen.

Es wurde nun jene denkwürdige

Verfolgung ins Sandfeld hinein an-
gesetzt, bei der das 1. Regiment mit dem
Hauptquartier im Tale des Eiseb,
Deimling mit dem 2. Regiment im Tale des
Epukire soweit vorstießen, als es die
Natur des Landes uns gestattete. Zu
ernsthaften Kämpfen ist es dabei nicht
mehr gekommen. Die Padd war bedeckt
mit weggeworfenem Hausrat, mit Decken,
Kleidungsstücken, Fellen, Waffen und
Sattelzeug, halb verschmachtete Weiber
und Kinder im Dornbusch zusammenge-
kauert. An jeder Wasserstelle Tausende
von Rindern, die auf uns zuliefen, uns
die Hand leckten und in stummer und
doch so beredter Sprache um Wasser
bettelten.

Das Nationalvermögen der Hereros
war in unsere Hände gefallen.

Die Wasserstellen selbst waren
angefüllt mit Kadavern von Tieren, die
sich kopfüber in die Felslöcher ge-
stürzt hatten. Es war gar nicht möglich,
das erbeutete Vieh vollzählig zu retten,
denn war wir auf der Spur des Herero-
volkes an Wasser noch vorfanden, reich-
te kaum für die Menschen, geschweige
denn für Pferde und Rinder. Der Wasser-
wagen des Hauptquartiers bildete die
eiserne Reserve. Wo wir Wasser fanden,
kochten wir es ab und tranken es kaum

54 Wasserwagen

erkaltet, mit einem Schluck Rum vermischt.

Bei diesem Bilde gedenke ich
Dein, treue Seraphine, vielerfahrene
Köchin des Hauptquartiers. Was ihre
schwarzen Hände, blank gerieben im
heissen Sand, alles zu beefstakes,
entrecôtes und rumstak verarbeiteten,
davon lassen Sie mich schweigen.

Unweit der Ostgrenze des Schutz-
gebietes musste General von Trotha
schweren Herzens die Verfolgung abbre-
chen. Der Nachschub von Hafer war
nicht mehr möglich. Die Pferde lebten
nur noch von der spärlichen Weide
und waren so schlapp geworden, dass
wir nur noch des Nachts marschieren
konnten, wobei wir die Zügel über den
Arm gestreift, die Pferde förmlich
hinter uns herziehen mussten. Nur
Kranke durften aufsitzen. So hastete
der nächtliche Zug durch sandige
Reviere, durch grasbewachsene Steppen,
durch eng verschlungenen Dornbusch
und verlassene feindliche Werften
immer nur vorwärts, bis die Natur
des Landes selbst ihr gebieterisches
Halt gebot.

General von Trotha entschloss sich
jetzt, den Westrand des Sandfeldes ab-
zusperren in der Erwartung, dass die
Hereros durch den Wassermangel ge-

zwungen, kehrt machen würden, sei es um den Kampf noch einmal aufzunehmen, sei es um sich freiwillig in deutsche Gefangenschaft zu begeben.

Dem General von Trotha blieb der Vorwurf nicht erspart, dass diese Absperrung des Sandfeldes eine grausame Art der Kriegführung darstellte. In Wirklichkeit reichten die vorhandenen Truppenstärken zu einer Absperrung bei weitem nicht aus. Die Absperrung bestand darin, dass kleine Postierungen, oft durch Tagemärsche voneinander getrennt, die am Rande des Sandfeldes gelegenen Wasserstellen besetzten. Grössere weiter rückwärts gelegene Wasserstellen waren mit stärkeren Detachements belegt, die im Falle eines Durchbruchs der vorderen Linie den Gegner angreifen sollten.

Die Absperrung war ^{aber} ~~also~~ durchaus keine hermetische und tatsächlich haben sich viele Tausende von Herero-Familien im Laufe der nächsten Wochen und Monate durch die Absperrungslinie nach Westen hindurch geschlichen und sich auf den Militärstationen im Inneren des Landes als Gefangene gestellt. Andere suchten ihre alten Schlupfwinkel im Dornbusch auf und lebten vom Viehliebstahl und kleineren Ueberfällen auf Proviantkolonnen, so dass im Lande zunächst

noch starke Unsicherheit herrschte.

Auch darf nicht unerwähnt bleiben, dass General von Trotha sofort bei der Einstellung der Verfolgung an der Grenze des Sandfeldes einen Aufruf an die Hereros erliess, in dem sie aufgefordert wurden, ihre Feuerwaffen abzugeben und sich bei den Militärstationen zu stellen. Dieser Aufruf wurde durch freigelassene Gefangene und durch streifende Buschleute nach Möglichkeit verbreitet. Gross ist seine Wirkung zunächst nicht gewesen. Immerhin hatten sich bis zur Mitte des Jahres 1905 insgesamt etwa 15,000 Hereros, also ca. ein Viertel des gesamten Volkes, in Kriegsgefangenschaft begeben. Die Mehrzahl war kopflos hinter ihren Kapitänen hergelaufen, immer tiefer in das Sandfeld hinein, einem furchtbaren Schicksal entgegen. Nur ein geringer Teil fand sich bereit, die Gewehre abzuliefern. Noch viel weniger hätte sich jemals ein Herero gefunden, der das Leben Samuels anzutasten gewagt hätte, der doch einen grossen Teil der Schuld an dem Untergang seines Volkes auf seinen Schultern trug. Diese Anhänglichkeit an ihre Führer ist umso merkwürdiger, als die Kapitäne sich im Gefecht

52. Ouanja

grundsätzlich weit hinter der Front hielten und nur auf der Flucht mit den besten Pferden und Ochsen weit voraus eilten. Dem Oberhäuptling Samuel und seinen Grossleuten ist es dadurch gelungen, die Grenze des Betschuanalandes zu überschreiten. Er wurde von der englischen Verwaltung mit seinem Gefolge am Ngamisee angesiedelt, wo der einst so stolze, hochmütige und prahlerische Mann als landfremder, verarmter Flüchtling einsam unter den Betschuanen lebte, bis er vor 1 - 2 Jahren starb und von seinen Mannen mit allen dem Oberhäuptling der Nation zustehenden Ehren begraben wurde. Im Ganzen war es nicht mehr als etwa 1200 Hereros geglückt, das Betschuanaland zu erreichen. Andere Teile des Volkes mögen zu den Ovambos geflohen sein, wieder andere, deren Kampfesmut noch nicht erloschen war, suchten Anschluss an die Hottentotten. Aber ein grosser Teil ist zweifellos im Sandfeld zugrunde gegangen und als mit Beginn der Regenzeit unsere Patrouillen tiefer hinein stiessen in die wasserlose Wüste, da enthüllte sich ihrem Blick das grauenvolle Bild verdursteter Heereszüge.

Er war sich freiwillig in
den hiesigen Gelangenschaft
begab, war entkräftet und
abgemagert bis zum Skelett.

B. T. im Sandfeld

Der Krieg gegen die Hereros konnte
um die Jahreswende ¹⁹⁰⁴ bereits als beendet

betrachtet werden. Inzwischen war wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Nachricht eingetroffen, dass Hendrik Witboi, der Oberhäuptling der Hottentotten, die Feindseligkeiten gegen uns eröffnet hatte. Wiederum waren deutsche Farmer ermordet worden. In Gibeon, dem Stammsitz der Witboi's liess Hendrik seinen langjährigen Missionar umbringen und willigte, was ihm niemand zugetraut hätte, sogar in die Ermordung seines alten Freundes, des Bezirksamtmanns von Burgsdorf ein.

Warum er erst nach Niederwerfung der Herero die Fahne der Empörung erhob, ist uns Allen unerklärlich geblieben. Hätte er sich mit den Hereros zusammen ein Jahr früher erhoben, so wären unsere Schwierigkeiten ins Unendliche gewachsen. Samuel hatte ihn wiederholt brieflich dazu aufgefordert. Schon im Januar 1904 schrieb er ihm: "Lass uns lieber zusammen sterben und mache es allen Kapitänen da unten bekannt, dass sie aufstehen und arbeiten sollen. Weiter verhindere den Gouverneur, dass er nicht vorbei kommt und mache doch schnell, dass wir Windhuk stürmen. Dann haben wir Munition. Ich fechte nicht allein, wir fechten alle zusammen. Ich schliesse meinen Brief mit herzlichen Grüßen und mit der

Wunsch erfüllen wird." Ähnliche Briefe Samuels waren auch an den Kapitän der Rehobother Bastards gegangen. Aber beide blieben treu und wie die Bastards so stellte auch Hendrik Witboi uns während der ganzen Dauer des Hererokrieges eine berittene Hilfstruppe von etwa 100 Mann, die der Nachricht von dem Abfall ihres Kapitäns lange keinen Glauben schenken wollte.

Sie wurden auf dem Rückmarsch aus dem Sandfeld nach Okahandja entwaффnet und dann an der Küste, später in Togo gefangen gesetzt. Ihr Schicksal war dem alten Hendrik völlig gleichgültig. "Nicht ich habe die Menschen gemacht, sagte er in einem seiner Briefe, sondern Gott hat sie gemacht." ~~Ueber die Gründe,~~ Ihr Schicksal steht in seiner Hand." Ueber die Gründe, die Hendrik zum Abfall bewogen haben, ist viel hin und hergestritten worden.

Hendrik mochte fürchten, dass sich die Waffen der Deutschen nach Niederwerfung des Herero-Aufstandes auch gegen ihn richten würden. Vielleicht war es auch nur die alte Kampfeslust, die in seiner Seele auфloderte, als die Nachricht von den grossen Kämpfen

im Norden an seine Ohren klang. Dazu kam zweifellos eine Art religiöser Wahnsinn, den ein halb verrückter Landstreicher und angeblicher Prophet, Stürmann Scheppert mit Namen, geschickt zu schüren verstand.

Es ist wohl möglich, dass dieser Prophet ein Sendbote und Anhänger der äthiopischen Kirche gewesen ist, die bekanntlich das Wort "Afrika den Afrikanern" auf die Fahne geschrieben hat. Derartige Schwärmer sind schon früher in Afrika aufgetaucht und auch neuerdings sollen in Marokko ähnliche Apostel an der Arbeit gewesen sein. Dass in dieser Bewegung eine grosse Gefahr für alle in Afrika eingedrungenen Kolonialmächte liegt, ist nicht zu verkennen. In Gibeon hatte der Prophet 50 Witboi's gesalbt und zu Gott gelobt, dass er mit diesen alle Deutschen aus dem Lande verjagen würde.

Vorstellungen christlicher Mystik, gepaart mit heidnischem Fanatismus, umnebelten das Gehirn dieses wunderlichen Heiligen.

Wie dermaleinst Moses auf den Berg Sinai, so stieg auch er auf einen einsamen Berg, um zu beten und Zwiesprach zu halten mit seinem Herrn. Von Gott selbst empfängt er den Befehl zur

Vernichtung der weissen Menschen. Die Vorstellung seiner göttlichen Sendung weiss er auch in Hendrik Witboi wachzurufen.

Wer will entscheiden, ob Hendrik diesen Mann als willkommenes Werkzeug benutzte, um seinen Leuten Kampfesmut und Siegeszuversicht einzuflössen oder ob er selbst zum Werkzeug dieses Propheten geworden war. General von Trotha sah sich nun gezwungen, alle verfügbaren Kräfte aus dem Hereroland herauszuziehen und gegen die Witboi's einzusetzen, [wobei Oberst von Deinling die Leitung der Operationen im Süden übernahm.] Bereits am 4. Dezember wurde Hendrik bei Naris unweit Gibeon angegriffen, noch ehe es ihm geglückt war, die stammverwandten Kapitäne zu sich heranzuziehen. Er floh ostwärts, wo er sich am Rande der Kalahari [bei Gochas im Auobrevier] mit Simon Kopper, dem Kapitän der Franzmann-Hottentotten vereinigte. Nun wurde eine konzentrische Operation eingeleitet, bei der auch Hendrik sein militärisches Führertalent glänzend bewährte. Während er die von Süden und Westen anrückenden Kolonnen durch die Simon Kopper-Leute aufhalten lässt, tritt er mit seiner Hauptmacht der im Auobtal südwärts vorrückenden Kolonne Meister entgegen. Das 50-stündige Ge-

407

fecht dieser Kolonne, bei dem die kämpfende Truppe unter Wassermangel schwer zu leiden hatte, ist bekannt. Erst unter dem Druck der von Süden und Westen erfolgreich vorrückenden Nachbarkolonnen liess Hendrik von seinem Gegner ab und entzog sich durch die Flucht in die Kalahari hinein der drohenden Umklammerung. Eine Verfolgung war zunächst nicht möglich. Auch hier musste man sich daher mit der Absperrung der Auoblinie begnügen, zumal im äussersten Süden ein anderer gefährlicher Feind in der Person Morengas sich von Neuem bemerkbar machte, und von dem Hochplateau der grossen Karrasberge aus das ganze südliche Namaland beunruhigte. Wir haben gesehen, dass hier der Aufruhr der Bondelzwarts das Vorspiel zu den Kämpfen in Südwestafrika bildete, Gouverneur Leutwein hatte damals mit den aufständischen Bondelzwarts notgedrungen einen Scheinfrieden geschlossen, um zunächst den Aufstand im Hereroland zu bekämpfen. Der ganze Süden des Schutzgebietes blieb nur mit schwachen Truppen besetzt. Aber immerhin stark genug, um die Hottentottenkapitäne wenigstens im nördlichen Namaland im Zaume zu halten. Zu einem Angriff gegen Morenga fehlten die Kräfte. So war seine anfänglich

schwache Bande immer stärker angewachsen. Die Ueberfälle auf Kolonnen und kleine Stationen nahmen kein Ende. Es war daher die höchste Zeit, ihm das Handwerk zu legen, was wiederum nur durch eine konzentrische Operation möglich erschien. Von Westen, Süden, Osten und Norden drangen unsere Kolonnen in das Karrasgebirge ein. Wie Hendrik am Auob, so stürzt sich hier auch Morenga auf die leider nur schwache nördliche Kolonne, treibt sie zurück und gewinnt dadurch freien Abzug nach Osten. |

73 Hendrik's Mut
Nach Beendigung dieser Operation nimmt der Kampf im ganzen Namaland immer mehr den Charakter des Kleinkrieges an, in dem die Hottentotten unerreichbare Meister sind. Hendrik Witboi kehrt, vom Wassermangel getrieben, aus der Kalahari zurück und bittet brieflich den Kommandeur der Absperrungslinie, ihn ans Wasser zu lassen. Die Antwort lautete: "Wasser nur bei Abgabe der Gewehre!" Aber noch ist Hendriks Mut nicht gebrochen. Er schickt unbedenklich seine Weiber, Kinder und Greise zu unseren Truppen und schleicht sich mit seinen Orlogleuten, in kleine Banden geteilt, nach Westen durch. Unvermutet taucht er plötzlich in der Gegend westlich von Gibeon auf. General von Trotha, [der

den Oberbefehl im Süden inzwischen übernommen hatte,] versucht noch einmal das westlich Gibeon gelegene Hochplateau, die Zwiebelhochebene, zu umstellen. Hendrik zerteilt seine Leute abermals in kleine Banden und entkommt unbemerkt von Neuem nach Osten. Eine dieser kleinen Banden überfiel im Oktober 1905 unter persönlicher Führung Hendrik Witbois einen deutschen Verpflegungstransport bei Fahlgras im östlichen Namaland. Hierbei empfang Hendrik einen schweren Schuss durch den rechten Oberschenkel. Seine Leute heben den todwunden Mann aufs Pferd und versuchen ihn mit sich fortzuführen. Sein Sohn, Jsaak Witboi, dessen späterer Erzählung ich diese Schilderung entnehme, deckt den Rückzug in der bedrohten Flanke. Wenige Stunden später stirbt der greise Kapitän und wird in aller Eile von den Seinen bestattet.

Seine letzten Worte waren: "Nun ist es genug, mit mir ist es vorbei, die Kinder sollen Ruhe haben." Hendriks Tod war das Zeichen zur Unterwerfung für sämtliche Witbois.

Mit ihm ist zweifellos eine der interessantesten Persönlichkeiten unter den afrikanischen Häuptlingen dahingegangen. Er war ein geborener

Herrscher, ein vorzüglicher Soldat und selten geschickter Diplomat und hatte sich in Namaland eine Machtstellung über die anderen Kapitäne errungen, wie sie vor ihm kaum einer besessen hat. Sein Traum war offenbar die Gründung eines grossen freien Namareiches. Mit Recht nennt ihn Oberst Leutwein den letzten Nationalheros einer dem Untergang geweihten Rasse.

Im Kleinkrieg war er ein unerreichter Meister. Die herrlichen Erfolge, die General von Lettow in Ostafrika errungen hat, sind nicht zum geringsten Teil auf seine Erfahrungen in Südwest zurückzuführen, wo er als Adjutant des Generals von Trotha den Kleinkrieg gründlich kennen gelernt hat.

Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen auch die Kämpfe gegen Kornelius von Bethanien auf dem Schwarzrand und am unteren Fischfluss und die späteren Kämpfe gegen Morenga in den Bergen des Orange-Flusses schildern.

Ich möchte Ihnen aber noch das Bild einer Offiziers-Patrouille zeigen, die mir in den Bergen am Orange River begegnet ist.

Der Kleinkrieg ist eine undankbare Sache, namentlich in einem Land,

56 Lettow

Ich möchte Ihnen aber noch einige Bilder aus dem S. O. v. Lettow zeigen, ||

57 Offizier-Pat. am Orange

58 Hauptm. Lettow i. Kommando

59 Im Lubowa

wo der kämpfenden Truppe ihr gesamter Lebensbedarf auf Ochsenwagen und Eselkarren oft in Entfernungen bis zu 500 km nachgeführt werden muss. Stellen Sie sich eine Truppe vor, die ihre Lebensmitteldepots in Basel hat und die bei Düsseldorf kämpft. Stellen Sie sich zwischen Basel und Düsseldorf ein völlig unbesiedeltes, wegloses und eisenbahnloses Land vor und Sie gewinnen eine Vorstellung davon, auf welche Schwierigkeiten die Kämpfe im Namaland gestossen sind. Der ganze Nachschub musste, wie ich bereits eingangs erwähnt habe, auf dem Beiweg von Lüderitzbucht nach Keetmanshoop herangeführt werden. Um die Beweglichkeit der Truppe zu erhöhen, mussten auch in der Kapkolonie Verpflegungsvorräte und Pferde angekauft und über den Orangethrom nach Warmbad geführt werden. Da der Orangethrom die Grenze bildet, lag es im Belieben der Engländer, den Verkehr zu unterbinden, wenn die Not der deutschen Truppe auf das höchste gestiegen war. Von dieser Möglichkeit haben sie reichlich Gebrauch gemacht. Bis durch das Kabel die Beschwerden des Oberkommandos nach Berlin, von dort eine Note der deutschen Regierung nach London und von London die

22

2

Anweisungen der britischen Regierung nach Kapstadt und von Kapstadt die Befehle zu der britischen Grenzpolizei am Orangefluss gelangten, hatte die Truppe längst ihren Standort gewechselt und stand etwa an der Grenze des Betschuanalandes. Auch dort hatten wir Magazine angelegt, die aus Transvaal aufgefüllt werden mussten. Alle diese Schwierigkeiten kann ich Ihnen nur andeuten.

W~~e~~ sich daher eine Gelegenheit bot, den Krieg im Namaland durch einen Friedensschluss zu beenden, musste diese Gelegenheit ausgenutzt werden.

Auch Cecil Rhodes, der grösste Politiker Südafrikas hat sich nach Jamson's missglückter Unternehmung gegen Transvaal persönlich in das Lager der aufständischen Matabele begeben, um Frieden zu schliessen.

Im Juli 1905 schien sich auch uns eine solche Gelegenheit zu bieten.

Morenga schien kriegsmüde und zur Verständigung geneigt. General von Trotha gestattete mir daher, ihn in seinem Lager persönlich aufzusuchen und zur Unterwerfung aufzufordern. Mit drei weissen Reitern und drei schwarzen Dienern ritt ich von Keetmanshoop in das grosse Karrasgebirge, um ihn zu suchen. Pater Malinowski von den Oblaten des heiligen Franz von Sales,

"nicht genau"

Dr. W. Malinowski

der die Mission im Namaland leitete, vermittelte den Briefwechsel und begleitete mich als Dolmetscher. ⁶

Wir hatten mit Morenga verabredet, dass wir uns ohne Waffen treffen, jeder mit einer Begleitung, die nicht stärker als 6 Mann sein sollte. An einer einsamen Wasserstelle erwarteten mich zwei Bondelzwarts, die mich zum Lagerplatz Morengas geleiteten. Dort angekommen fand ich den berühmten und berüchtigten Häuptling in Begleitung von 50 bis 60 Hottentotten vor. ⁶ Zunächst wurde ein Tee gekocht und es entspann sich ein Zwiegespräch mit Morenga, das zu meinen interessantesten Erinnerungen gehört. ⁶ Er erzählte mir seinen ganzen Lebenslauf, entschuldigte sich wegen seiner vielen Räubereien und Kriegszüge und erklärte sich zur Unterwerfung bereit, wenn ihm die Gewehre gelassen würden. Hieran musste meine Mission scheitern, denn gerade die Abgabe der Gewehre war die unerlässliche Bedingung für den Friedensschluss. So blieb diesem Versuch ein unmittelbarer Erfolg versagt. Ich hütete mich aber wohl, den Faden durchzureissen, sondern verhandelte noch Wochen lang mit Genehmigung des Generals von Trotha mit Morenga brieflich weiter.

63 Fimmarvier

64 Karraagebirge i. Nacht

65 Kletterpartie i. Karraage

66 Am der Tränke

67 Karraage i. Karraage

68 Schlacht

69 Fimmarvier

70 Karraage

Fahrbank

Hierdurch wurde immerhin erreicht, dass das Oberkommando die Hauptkräfte gegen Hendrik Witboi zusammenziehen konnte.

Ende November 1905 kehrte Trotha nach Deutschland zurück, nachdem Lindequist zum Gouverneur des Schutzgebietes ernannt und in Windhuk eingetroffen war. Ich gab dem scheidenden General noch einige Tagemärsche das Geleite und nahm bei dieser Gelegenheit das folgende Bild auf. [Zu seinem Nachfolger wurde vorerst Oberst Dame ernannt, der 4. Kommandeur, dem ich auf dem heissen Boden Südwestafrikas meine Dienste widmen durfte.]

Morenga hatte seine Räubereien wieder aufgenommen. So oft ihm der Boden in der Kolonie zu heiss wurde, ging er bei Hasur über die Betschuanengrenze, wo er mit neuer Munition und mit Lebensmitteln versorgt wurde. Auf ^xbritischem Boden wurde er endlich im Mai 1906 unweit der Grenze, von wenigen seiner Leute begleitet, von einer deutschen Offizierpatrouille überrascht. Er war der einzige, der entkam, wurde aber von den britischen Behörden schliesslich doch interniert und nach Kapstadt gebracht. Die Engländer mögen doch gefürchtet haben, dass die dauernden Kämpfe an ihrer Grenze eines Tages

73 Trotha

x

ihre eigenen Eingeborenen in den Auf-
stand gegen die weisse Rasse hinein-
reissen könnten.

Ueber das weitere Schicksal
Morengas ist mir nichts bekannt ge-
worden, aber solange im weiten Nama-
land noch Hottentotten sich des Abends
um ihre Feuer kauern, werden sie nicht
aufhören, sich von Morenga und seinen
Taten zu erzählen.

[Nach seinem Ausscheiden aus der
Reihe unserer Gegner zog sich der Ban-
denkrieg immer noch bis zum Ende des
Jahres 1906 hin. Erst an Weihnachten
stellten sich die Reste der Bondelzwarts
unter Abgabe ihrer Gewehre.

Wiederum war es der bewährte Pater
Malinowski, der diesmal mit grösserem
Erfolge den Friedensschluss vermittelte.
Ich selbst hatte im Juli 1906 die Aus-
reise aus dem Schutzgebiet angetreten.
Nach längerem Aufenthalt in Kapstadt,
reiste ich durch den Orangefreistaat
und Transvaal, besuchte die Goldminen
in Johannesburg und das Grab von Ohm
Krüger in Praetoria.

In Lorenzo Marquez ging ich an
Bord eines deutschen Dampfers, hielt
mich noch kurze Zeit in Sansibar und
in Deutsch-Ostafrika auf, um dann durch

[das Rote Meer über Neapel nach der Heimat zurückzukehren.

Gestatten Sie mir meinen Vortrag mit dem Wunsche abzuschliessen, dass unser schwer geprüftes Vaterland seinen Kolonialbesitz eines Tages zurück- erhalten möge und dass das nationale Gemeinschaftsgefühl zwischen dem Mutter land und seinen Söhnen in überseeischen Ländern die unfruchtbaren Parteikämpfe unserer trüben Zeit überdauern möge, bis ihnen zu Häupten die deutschen Farben wieder emporsteigen und der Alpdruck kontinentaler Gefangenschaft von uns genommen ist.]

Sie werden sich aber auch von manchem braven deutschen Reitersmann erzählen, der in den Buschsavannen des Hererolandes, in den Sanddünen der Kalahari und in den Felsschluchten der Karrasgebirge den ewigen Schlaf schläft.

Wir aber blicken mit Hoffen und Bangen in die aufdämmernde Zukunft! Werden wir unsere Kolonien, oder wenigstens einen Teil davon, wieder zurückbekommen?

Vielleicht wird das ungestüme Drängen Italiens die kolonialen Fragen schneller ins Rollen bringen, als wir bisher zu hoffen wagten. Wie heisst es doch in den 14 Punkten Wilsons vom 18. Januar 1918 unter Ziffer V?

"Freier unbefangener und absolut unparteiischer Ausgleich aller kolonialen Ansprüche"

Was hat der Friede von Versailles daraus gemacht?

Italiens Ansprüche auf grösseren Kolonialbesitz sind gewiss nicht unbegründet, aber zehnmal stärker und fester begründet sind die Ansprüche Deutschlands.

Polen hat aus den ihm zugefallenen deutschen Gebieten eine Million unserer Brüder hinausgetrieben, grösstenteils landwirtschaftlich geschulte Arbeitskräfte. Wird die wirtschaftliche Vernunft endlich siegen in der Welt?

Wird man dem Bevölkerungsteil, den wir auf heimatlicher Scholle nicht mehr er-

nähren können, endlich gestatten, die deutsche Pflugschar wieder über die menschenarmen Gebiete fremder Erdteile zu führen, um jenseits des Weltmeeres neue Pflanzstätten deutscher Kultur, neue Absatzgebiete für die deutsche Industrie aufzubauen, sei es in den alten deutschen Kolonien, oder in den weiten Gebieten Kanadas oder Australiens.

Der Reichsbankpräsident Schacht hat neuerdings die Anregung gegeben, eine "charte^{red}na compagne" zu gründen, eine grosse deutsche Aktiengesellschaft mit privatem Kapital, die den Strom der deutschen Auswanderer planmässig in die uns zu überlassenden Gebietsteile lenken soll. Durch Einführung der deutschen Währung in diesen überseeischen Gebietsteilen hofft er der deutschen Währung eine neue starke Stütze geben zu können und hier beginnt gleichzeitig das Interesse der Siegerstaaten einzusetzen. Ich hoffe, dass Herr Dr. Merstadt uns hierüber noch Einiges erzählen wird.

Ich möchte mit dem Wunsche schliessen, dass -wenn auch der politische Zusammenhang mit unseren deutschen Brüdern im Ausland heute durch den Diktatfrieden von Versailles gelöst ist- doch der kulturelle und nationale Zusammenhang erhalten bleiben möge.

Als Vorsitzender der Deutschen Kolonialgesellschaft Abteilung Regensburg gestatte ich mir endlich noch die Bitte: auszusprechen:

"Treten Sie möglichst zahlreich unserer Gesellschaft bei. Der Beitrag beträgt 50 Pfg. pro Monat, also M 6.- pro Jahr.

Es gilt einem grossen nationalen Ziel, das mit Imperialismus und Chauvinismus nicht das geringste zu tun hat. Es gilt den wirtschaftlichen Aufstieg unserer brach gelegten Arbeitskräfte, es gilt der Wiederbelebung unserer heimischen Industrie und der Zukunft unserer ⁵ ~~Kinder~~ ^{Völker}.

Deutschland kann und wird nicht untergehen, aber wir müssen Alle zusammen halten, ohne Rücksicht auf Stand, Beruf und Partei:

"Alle für Einen und Einer für Alle."